

Möglichkeiten und Grenzen gemeindlicher Integrationsarbeit

Erfahrungen aus der »gemeindenahen Behindertenarbeit« der Evangelischen Kirche im Rheinland

Jürgen Danielowski

Gemeinsam mit vielen anderen träume ich von einer »konziliaren Gemeinschaft in der Kirche«¹, in der Menschen in ihrer Verschiedenheit Raum finden, die im Inneren zwischen ihren Räumen ein hohes Maß an Offenheit entwickelt, in der Menschen mit Neugier und Sympathie aufeinander zugehen, in der der Respekt vor Menschen nicht den gängigen Mustern der Werbegesellschaft folgt, sondern dem Menschen in seiner individuellen Geschichte gilt. Ich wünsche mir, dass viele die Erfahrung teilen können: Das eigene Leben in seinen z.T. engen Grenzen zu meistern und es mit diesen Grenzen zu lieben ist eine Leistung – eine andere zwar als die Bezwingung des Mount Everest oder das Managen eines Konzerns, aber eine Lebensleistung, die ebenfalls alle Kraft abverlangt und alle Achtung verdient.

| Geduld und Ungeduld: Am Horizont Konziliarität

Wie dahin kommen? Integrative Gemeindeentwicklung ist perspektivische Arbeit. Darum braucht sie solche und andere Visionen, denn in den Visionen selber deuten sich bereits Prozesse an, die zeigen, welche Wege real genommen werden könnten; und in den Bildern zeichnen sich Strukturen ab, die eine Vorstellung davon geben, wie Gemeinschaft funktionieren könnte: als Organismus z. B. vieler Glieder an dem einen Leib oder als architektonische Ordnung eines Hauses mit vielen Räumen. Da hinein projiziere ich eine eigentlich traditionelle Vorstellung, die mir durchaus sehr realitätsnah erscheint, weil ich sie in der eigenen Gemeinde erlebt habe und in anderen Gemeinden sehe: dass nämlich ein einzelner Mensch mit Behinderung ganz unspektakulär am »normalen« Gemeindeleben teilnimmt. Ja, was ist schon »normal«?

Bitte jetzt keine unendliche Debatte! Ich meine schlicht die bestehenden An-

1. Diese Formulierung habe ich bei Herbert Lindner (1994, 41; 188ff.) gefunden, mit der er das Konzept einer Vielfaltsgemeinde zwischen innerer Differenz und Integration benennt.

gebote der Kirchengemeinde, die ich im Gemeindeblatt entdeckte – mag man auch behaupten, diese Normalität sei nicht erstrebenswert, schon gar nicht für einen Menschen mit Behinderung; ich meine das Jahresprogramm der kirchlichen Einrichtung, das ich in Händen halte – mag man davon halten, was man will; es existiert und es lädt Menschen ein; und es gibt Menschen, die eines dieser Angebote suchen. Ich sehe jedenfalls die blinde Frau vor mir, die selbstverständlich zum Frauenkreis gehört und alle vierzehn Tage dorthin abgeholt wird, oder das Mädchen mit geistiger Behinderung, das ohne Frage wie seine ältere Schwester den Konfirmandenunterricht bei Pfarrer D. besucht, oder den Mann mit MS, der sich in den Kopf gesetzt hat, unbedingt an dieser Tagung der Evangelischen Akademie teilzunehmen. Niemand macht deshalb besonderes Aufsehen, es ist normal. Wie ist so etwas möglich? Da kamen einfach von zwei Seiten Willensentschlüsse zusammen: Frau T. wollte in die Kaffeerunde, und die Veranstalter dachten: Frau T. ist Gemeindeglied; sie hat das Recht zu kommen. Frau T. und die anderen waren einfach von Anfang an mitgemeint, unstrittig als Gemeindeglieder im Blick oder spätestens dann als Gäste bzw. Kunden, als sie vor der Tür standen.

»Inklusion« – dieser Terminus, der sich in der sonderpädagogischen Diskussion der jüngsten Zeit zunehmender Beliebtheit erfreut, bringt es auf den Begriff (Biewer 2000). Er rückt gewissermaßen den geistigen Anfang, die Voreinstellung, den inneren Entwurf in den Blick, während »Integration« eher auf Folgeprozesse, auf nachträgliche Veränderungen, auf Zielvorstellungen hinweist. Von Anfang an inklusiv denken und planen, von der größtmöglichen Breite ausgehen, um nicht im Nachhinein Entwicklungen korrigieren zu müssen; um im Bild zu bleiben: das Haus gleich barrierefrei planen, um sich hinterher die Umbaukosten zu ersparen – das ist die Idee, die meine Vision von der konziliaren Gemeinschaft krönt.

So weit die Vision! Was ich allerdings jeden Tag neu zu lernen habe, ist die Langsamkeit. Die Visionen eilen manchmal unerreichbar weit voraus, während sich im Alltagsgeschäft die Dinge nur mühsam bewegen. Die Realität erweist sich eben immer wieder als vielschichtiger, kontrastreicher, verworrener, sperriger als die harmonischen Wunschbilder. Selbst Visionären würde es nicht einfallen, dass bereits eine Gästespeisung mit fünf Äpfeln in einem kirchlichen Haus einen ordentlichen Verwaltungsgang mit umfangreichen Vorabsprachen und haushaltskonformer Verbuchung erfordert. Die Versöhnung von Vision und Wirklichkeit gehört deshalb nach wie vor zu meiner größten Herausforderung. Dabei mahnt der Glaube zu eschatologischer Geduld: Lass die Dinge reifen; sie brauchen ihre Zeit – erst recht in einer presbyterial verfassten Vielfaltskirche, in der viele Wege durchaus aneinander vorbeiführen können. Neun Jahre Arbeit in diesem quirligen Unternehmen enden nicht in Resignation – jeder Tag bietet die Chance zum Neuanfang, wohl aber in Bescheidenheit.

Differenz und Inklusion: Auf dem Weg zur Konzeptionsbildung

Mental und verbal ist die Kirche – ich erlaube mir an dieser Stelle die Pauschalisierung – weit. Mit ihrer jüngsten Synodenerklärung zur Gemeinschaft zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen in der Kirche von 1998 hat die Evangelische Kirche im Rheinland (EKiR) ein weiteres deutliches Votum abgegeben, nachdem sie sich bereits 1985² und in weiteren Stellungnahmen zum Thema geäußert hatte. Die Erklärung von 1998 wird nicht nur von vielen als wesentliche Orientierung betrachtet, auf die sie sich immer wieder beziehen; sie stellt ebenso wie die früheren Texte ein Basispapier dar, weil sie von den in der Praxis tätigen Behindertenseelsorgerinnen und -seelsorgern selber entworfen worden ist.

»Mental und verbal ist die Kirche weit« – zugegeben, da schwingt ein Unterton mit. Der darf allerdings nicht von der Tatsache ablenken, dass es sich bei den erwähnten kirchenleitenden Äußerungen keineswegs um wirkungslose Deklarationen handelt. In ihrer Folge sind deutliche Entwicklungen sichtbar geworden. Das Thema »Gemeinsames Leben und Lernen« hat Eingang gefunden in die Arbeit des Ausschusses für Erziehung und Bildung³ und des Innerkirchlichen Ausschusses unserer Kirche. Es wird in den Perspektivüberlegungen und Planungen der Aus- und Fortbildungsinstitute mitverhandelt.⁴ Die zuständige Abteilung im Landeskirchenamt trägt den Arbeitsbereich entschieden mit. Die Jugendarbeit auf Landeskirchenebene hat sich geöffnet; so wird das 2002 stattfindende landeskirchenweite Jugendcamp wiederum von vornherein integrativ organisiert und gestaltet. Die Fortbildungsangebote, insbesondere zu integrativer Erziehung in evangelischen Kindertagesstätten und die Zertifikatskurse für ehrenamtlich Mitarbeitende, werden gut angenommen. Gemeindliche und kreiskirchliche Gremien greifen die Texte und Themen von Zeit zu Zeit auf. Die Nachfrage nach Projektbegleitung vor Ort nimmt zu.

Deutlich gewachsen ist auch das Interesse, die verschiedenen Felder der Arbeit mit Menschen mit und ohne Behinderung, die in Gemeinde, Schule und diakonischen Einrichtungen stattfindet, intensiver zu vernetzen. Dabei hat sich die Richtung der Zusammenarbeit klarer herausgeschält: dass es in Zukunft darum gehen wird, einen Unterstützungspool aus Beraterinnen und Beratern, einen Integrationsfachdienst aufzubauen, der vor Ort in Anspruch genommen werden kann. Nicht zuletzt hat sich der traditionell bestehende Dualismus von kirchlicher Gemeindearbeit und diakonischer Behindertenhilfe in eine enge und kontinuierliche Kooperation gewandelt. Diese findet ihren Ausdruck im jüngsten gemeinsamen Projekt, einer Zeit-

2. Erklärung zur Zwangssterilisierung, Vernichtung so genannten lebensunwerten Lebens und medizinischen Versuchen an Menschen unter dem Nationalsozialismus (Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland 1985, zit. n. Seim 1988).

3. Daraus hervorgegangen ist die Bausteinsammlung »Gemeinsam lernen - Gemeinsam leben«.

4. Veröffentlichungen zur integrativen Gemeindearbeit, u.a. »Unerhört offen!«.

schrift, die sich als Plattform für Menschen mit und ohne Behinderung in den Bereichen von Kirche und Diakonie versteht. Sie trägt den Titel »LebensArt«.

Mir begegnet in den Gemeinden und ihren Gremien neben Unsicherheit viel Offenheit. Menschen sind bereit, neue Schritte auszuprobieren. Unterstützt werden sie von denen, die längst aktiv sind und ihre Arbeit engagiert innerhalb der Gemeinde vertreten. Über Jahre hin haben diese Menschen eine enorme Ausdauer entwickelt, um anderen Menschen mit und ohne Behinderung und ihren Angehörigen in der Gemeinde Platz zu verschaffen. Sie begleiten Generationen von jungen Helferinnen und Helfern und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Durch ihre Initiative hat sich ein großes Potenzial an Motivation, Kreativität und menschlicher Kompetenz aufgebaut, das zum Besten gehört, mit dem die Kirche durch diese Menschen und ihre Arbeit beschenkt ist.

Insofern kann man sagen: Das Anliegen, die Vision, ist bei den Verantwortlichen nicht nur angekommen, soweit es nicht bereits präsent war; deutlich geworden ist auch, dass sich die sog. Behindertenarbeit vornehmlich nicht als diakonische Arbeit versteht, sondern als legitimer Teil gemeindepädagogischer Bildungsarbeit, exemplarisch und analog zu anderen Lernfeldern, in denen es wie im interkulturellen oder im frauen- und geschlechterspezifischen Kontext um Differenz und Inklusion geht (Prengel 1995). Angekommen ist der Anspruch, integrative bzw. inklusive Gemeindeentwicklung im Blick auf Menschen mit und ohne Behinderung als notwendigen Aspekt des kirchlichen und gemeindlichen Profils zu berücksichtigen. In dieser Hinsicht gibt es wohl weit gehende Zustimmung.⁵ Die verschiedenen öffentlichen Äußerungen, die weiteren Anstöße und das vielfältige praktische Engagement lassen erkennen, dass wir nicht mehr von sporadischen zeitbedingten oder personenabhängigen Aktivitäten reden können, sondern von einem bewusst beschrittenen Weg, hinter dem ein gemeinsames in Mosaiken sichtbares Konzept steht.

| Strukturen und Schwächen: Steine auf dem Weg

Mental und verbal ist die Kirche weit, und das Engagement der Aktiven beeindruckt – kein Grund zur Resignation also. Und doch gibt es ein entscheidendes Problem. Unsere Kirche tut sich schwer, Strukturen strategisch zu entwickeln. Vieles, was festgeklopft werden müsste, bleibt, weil die Instrumente nur langsam greifen, dem Zufall überlassen:

5. Der Präses der EKIR erklärte in seinem Bericht vor der Landessynode 2000: »Weil wir in unserer Kirche festhalten an einer unbedingten und unhinterfragbaren Menschenwürde des Menschen als Geschöpf Gottes, werden wir die Aufgabe des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Behinderungen als besondere Verpflichtung annehmen.« Evangelische Kirche im Rheinland 2000b, 55f.).

- die Verortung des Themas und Arbeitsfeldes im verbindlichen Kanon der Aus- und Fortbildungs- sowie der Prüfungsordnungen, wodurch Studierende der Theologie und der Gemeindepädagogik gesicherten Zugang zu Basisinformationen erhielten, die von exemplarischer Bedeutung auch für andere Felder gemeindlicher Arbeit und für Kommunikation in der Gemeinde wären;
- verbindliche Regeln für barrierefreies Bauen, damit der freie Zugang zu kirchlichen Gebäuden für alle erleichtert würde;
- die Beseitigung der Diskriminierung behinderter StellenanwärterInnen für das Pfarramt, damit Kirche im Umgang mit dem eigenen Personal keine negative Ausnahme bliebe;
- die Erweiterung der Kirchenordnung durch ein Gleichstellungsgebot, damit die Rechtssituation auch von Menschen mit Behinderung innerhalb der Kirche gestärkt würde;
- analog der Praxis in Ländern und Kommunen die Berufung eines landeskirchlichen Beauftragten, der regelmäßig über die Entwicklung berichten könnte und ggf. Beteiligungsrechte hätte.

Da diese Strukturgesichtspunkte nicht einmal in Ansätzen verfolgt werden, fehlen wesentliche Steuerungselemente, die reale Veränderungen bewirken könnten. Der Verzicht auf sie hat langfristig negative Folgen und untergräbt die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Erklärungen. Man muss den Eindruck gewinnen, dass die Erklärung von 1998 nur halbherzig aufgegriffen wurde.

Die Strukturschwäche verschärft sich noch einmal im Blick auf die konkrete Stellensituation in Kirchenkreisen und Gemeinden. Nur in Ausnahmefällen gelingt es, eine Pfarrstelle oder gemeindepädagogische Stelle mit dem Schwerpunkt »Behindertenseelsorge« einzurichten oder eine vorhandene auch nur mit einem solchen Nebenauftrag zu versehen. Angesichts knapper werdender Mittel sind Gemeinden und Kirchenkreise bestrebt, vorrangig ihre Gemeindepfarrstellen zu sichern und ggf. Funktionspfarrstellen zu opfern. In der Vergangenheit wurde die Arbeit mit Menschen mit und ohne Behinderung in einigen Kirchenkreisen durch Pastorinnen und Pastoren im Sonderdienst versehen. Wir haben uns gefreut, dass es auf diese Weise überhaupt Ansprechpartnerinnen und -partner gab. Andererseits war und ist dieser Dienst auf maximal fünf Jahre begrenzt. Die Stelleninhaberinnen verabschiedeten sich nach ca. drei Jahren, um eine reguläre Pfarrstelle zu übernehmen. Die meisten dieser Sonderdienste in der Behindertenseelsorge sind bereits ausgelaufen und werden nicht erneuert. Entstandene Kontakte drohen abzubrechen – für Menschen, die auf verlässliche Beziehungen angewiesen sind, ein enttäuschender Verlust. Eine ähnliche Entwicklung steht im Blick auf die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen bevor, die die Säulen der Arbeit bilden. Die zentralen Personen blicken auf viele Jahre der Alleinverantwortung zurück. Nachfolgerinnen bzw. Nachfolger stehen mancherorts nicht bereit, wurden möglicherweise auch nicht langfristig in den Blick genommen.

Eine systematische Personalplanung ist nicht in Sicht, lässt sich landeskirchenweit vermutlich auch kaum realisieren.

| Separation und Introversion: Gefahr der Wegverengung

Das Strukturproblem auf landeskirchlicher Ebene setzt sich im Bereich der Kirchenkreise und Gemeinden als Konzeptionsschwäche fort – jedenfalls im Blick auf Menschen mit geistiger und Mehrfachbehinderung.

Nehmen wir die Konfirmandenarbeit (KA). Hier bietet sich ein buntes Kaleidoskop aller Varianten: Jugendliche mit Behinderung erhalten gar keine Einladung, ein Wochenende genügt zur Vorbereitung auf die Konfirmation, oder die KA findet separat in der Sonderschule statt (Elsenbast/Runge 1996, 213 ff.; Berthold 1996, 231 ff. und Löhmannsröben 1996, 241 ff.). Regeln, die für die sonstige KA bestehen, scheinen in diesen Fällen weitgehend ausgeschaltet. Pragmatismus ist angesagt, der von den real herrschenden Bedingungen ausgeht. Ein eigenes konzeptionelles Interesse von Gemeinde ist weniger deutlich zu erkennen als im Blick auf nichtbehinderte Jugendliche. Diese Situation kann nicht befriedigen.

Nehmen wir die Freizeitarbeit. Auch hinter der Praxis vieler dieser Gruppen scheint mir ein Dilemma zu liegen: eine konzeptionelle Engführung. Gewiss, es gibt das gute Recht, separate Gruppenangebote z. B. für Menschen mit geistiger Behinderung wie auch für gehörlose Menschen anzubieten. Wenn die Verantwortlichen die Prioritäten bewusst so gesetzt haben und darauf verzichten, gleichzeitig das Ziel sozialer Integration zwischen einzelnen Menschen mit und ohne Behinderung anzustreben, kann ich diese Entscheidung akzeptieren. Verfolge ich nur ein internes Ziel, das die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Gruppe selber finden, nehme ich eine gewisse Distanz nach außen in Kauf. Daran beteilige ich mich auch, wenn wir z. B. Gottesdienstwochenenden in unserem Institut durchführen, an denen außer den Mitarbeitenden ausschließlich Menschen mit geistiger Behinderung teilnehmen.

Drei Dinge halte ich allerdings für problematisch. Erstens: Diese Unternehmung mit ihrer ausgesprochen internen Zielsetzung gleichzeitig mit einem integrativen Anspruch versehen zu wollen erfordert m. E. ein allzu flexibles Verständnis von Integration. Ich halte es für einigermaßen aussichtslos, mit fünfzig behinderten Menschen einen Ausflug zu unternehmen und zu hoffen, dass es neben dem Vergnügen der Beteiligten und dem Gewinn in der Gruppe selber zu einer allgemeinen Vergeschwisterung mit Mitbürgerinnen und -bürgern kommt, die sich zufällig in der Nähe einer solchen Gruppe aufhalten. Geschlossene, massiv wirkende Großgruppen, welcher Zusammensetzung auch immer, haben auf mich jedenfalls eher eine abschreckende Wirkung. Es macht wenig Sinn, sich unter solchen Umständen über die mangelnde Integrationsbereitschaft der Mitmenschen zu beklagen; das Problem liegt in der eigenen Zielsetzung. Allenfalls ließe sich im Beispielfall von gesellschaftlicher Integration reden als der legitimen Existenz einer Separatgruppe mit behinderten Menschen neben vielen weiteren Exklusivgruppen mit anderer Zusammensetzung. Im Falle unserer Institutsveranstaltung ließe sich ähnlich wie bei vielen Gemeindegruppen auch von räumlicher Integration reden, der Anwesenheit einer Gemeindegruppe mit

behinderten Teilnehmerinnen und Teilnehmern neben anderen Gruppen im Gemeindehaus. Allerdings trägt diese Begriffsdehnung eher zur Verschleierung als zur Klarheit bei. Die Berufung auf Integration ist als Rechtfertigung eines jeden Angebots, das auf Menschen mit Behinderung zielt, nicht erforderlich. Nicht alles muss integrativ sein. Es gibt das Recht zur Differenz!

Zweitens überzeugt mich das gelegentlich zu hörende Argument, ein solches Separatangebot sei notwendig, weil es dem Bedürfnis behinderter Menschen entspreche, nicht restlos. Es könnte sein, dass z. B. den jungen Leuten mit geistiger Behinderung alternative Erfahrungen mit einer integrativen Gruppe fehlen, sodass sie kaum ein anderes Bedürfnis entwickeln konnten. Und wenn sie die Alternative haben, entscheiden sie selbst, was sie bevorzugen. Auch unabhängig von dem individuell geäußerten Bedürfnis könnte es sein, dass aus der Sicht der Verantwortlichen und der Gemeinde die Notwendigkeit besteht, Erfahrungen in einer integrativen Gruppe zu sammeln – für alle übrigen, für Menschen mit und ohne Behinderung.

Drittens halte ich den Eindruck, es gebe nur diesen einen Weg der Bildung von Separatgruppen, für falsch. Er ist entstanden, weil die kirchlichen Gruppen der sog. Behindertenarbeit in ihrer Mehrzahl in der Tat Separatgruppen sind und weil wir von daher vergleichsweise geringere Erfahrungen mit integrativer Arbeit haben. Hier wirken gewiss Traditionen der vergangenen Jahrzehnte nach.

| Separation und Integration: Weg mit Alternativen

Aber es gibt eine Alternative; und die heißt: integrative Gruppe. Man muss sich nicht erst Kindergarten und Schule ansehen, auch innerhalb der KA und Freizeitarbeit werden entsprechende Versuche unternommen. Diese Versuche zeigen allerdings, dass integrative Gruppen schwerer zustande kommen und eine begrenztere Lebensdauer haben. Wenn die nichtbehinderten Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht als Helfer in der Gruppe mitarbeiten, sondern normale Mitglieder sind, dann müssen sie für sich selbst ein anderes Interesse finden können, das sie mit den anderen teilen, wenigstens gemeinsamer Spaß an derselben Sache sollte herauspringen. »Begegnung« als Thema bindet nicht. Sind integrative Gruppen aber an ein gemeinsames Interesse, ein gemeinsames Thema oder dergleichen gebunden, so ist es nur natürlich, dass die Gruppe bei nachlassendem Interesse oder nach Abschluss des Themas auseinander geht. Zudem lässt sich auch in der kirchlichen Arbeit eine homogene Gruppe leichter handeln als eine bunt zusammengewürfelte. Integrationsbestrebungen haben bessere Chancen, wenn sie innerhalb der Gemeinde entstehen, also nicht von außen herangetragen werden, und wenn sie aufbauen können auf integrativen Erfahrungen, die es in der Gemeinde bereits gibt, z. B. in der Arbeit mit Kindern im Kindergarten oder im Kindergottesdienst. Wenn denn eine integrative Gruppe bewusst ins Auge

gefasst wird, so legt sich u.U. der Gedanke nahe, eine solche Gruppe schwerpunktmäßig im Kirchenkreis einzurichten. Auch diese Überlegung, die in der Tat für Freizeitgruppen wie für Konfirmandengruppen angestellt wird, halte ich für sinnvoll, da sich Integration innerhalb dieser Gruppen vollzieht und nicht zuerst zwischen den Teilnehmenden der Gruppe und anderen Gemeindegliedern außerhalb.

Der Wunsch nach mehr integrativen Angeboten wird zunehmend auch von jungen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geäußert, die an unserem Zertifikatskurs oder an Freizeitvorbereitungen teilnehmen. Am Ende dürfte die Erweiterung der Angebotspalette von einer bewussten Entscheidung der Verantwortlichen abhängen. Nichts anderes als dies halte ich für notwendig: zur Begrenzung des existierenden Separat-Gruppenangebots zu stehen und daneben Versuche zu integrativer Arbeit zu unternehmen. Das Zweite liegt weitgehend noch vor uns.

Die Notwendigkeit zu einer weiteren Differenzierung ergibt sich allerdings, wenn das Ziel heißt: Begegnung und soziales Lernen innerhalb der bestehenden »Regel«-Angebote der Gemeinde. Dann wird der Ausgangspunkt ausschließlich beim einzelnen Menschen mit Behinderung liegen. Er wird zuerst sagen müssen, wo seine Interessen liegen, in welcher Gruppe, an welcher Aktivität er teilnehmen möchte. Von daher stellt sich die Aufgabe, die Voraussetzungen herzustellen, damit die Teilnahme möglich wird.

Notwendig ist m.a.W. der Aufbau eines individuellen Integrationsdienstes, einer individuellen Integrationsbegleitung, wie sie bereits im außerkirchlichen Raum erprobt wird (Markowetz 2000, 81ff.). Ein wirklich breites Spektrum würde neben der Separatgruppe und der integrativen Gruppe auch diesen Weg der Einzelintegration beschreiten müssen. Mancherorts bietet die gemeindliche oder kreiskirchliche Praxis auch dafür eine gute Basis. Dort, wo Familienassistenzdienste bestehen, geht jemand als Honorarkraft oder als ehrenamtlich Tätiger regelmäßig in eine Familie, um ein Kind mit Behinderung zu betreuen – eine intensiviertere Form von Besuchsdienst auf Zeit mit erweiterten Aufgaben. Die Assistentin/der Assistent entwickelt im Laufe der Zeit ein persönliches Verhältnis insbesondere zu dem Kind oder Jugendlichen in der Familie und kann herausfinden, wo die Wünsche und Bedürfnisse seines Gegenüber liegen. Sie bzw. er wird entsprechende Kontakte herstellen, um dann gemeinsam mit ihm in die gewählte Gruppe zu gehen. Genau diese Versuche gibt es vereinzelt; eine Jugendliche ohne Behinderung ist gemeinsam mit einem Jugendlichen mit Behinderung zu einer »ganz normalen« nichtintegrativen Jugendfreizeit gefahren, um ihn bei der Integration in die Gesamtgruppe zu unterstützen und anderen aus der Gruppe ebenfalls bei der Beziehungsaufnahme zu helfen.

Bleibt die Frage, warum dieser Weg, der doch letztlich der längst praktizierte traditionelle ist, von dem ich eingangs sprach – warum dieser nahe liegende Weg so selten beschritten wird. Er bedeutet ganz sicher gegenüber den eingespielten Gruppen eine erhebliche Veränderung. Er erweist sich als um einige Grade schwieriger, weil er nicht nur personalintensiver ist als die Gruppenarbeit; er erfordert auch, größere Aufmerksamkeit auf die Rahmenbedingungen zu legen. Er bedeutet schließlich nicht den Verzicht, aber doch

die begrenzte Abkehr von vorzeigbaren Großgruppen zu Gunsten der eher unscheinbaren Einzelbegleitung. Für uns, die wir unsere Anerkennung auch aus Zahlen holen, dürfte auch das eine Rolle spielen.

Ich denke, das Ausspielen des einen Schwerpunktes gegen den anderen hilft uns nicht weiter, sondern vertieft eher das konzeptionelle Dilemma. Nur die Öffnung für möglichst alle drei Wege, der Aufbau einer vielgestaltigen Angebotsstruktur bewahrt uns vor Engführung und Stagnation.

| Traditionalismus und Erschöpfung: Der Weg auf dünnem Eis

Unterhalb der kirchenleitenden Bekundungen und jenseits des Engagements einzelner Gruppen bleibt der mentale Fortschritt in den Köpfen vieler fragil. Gesagtes kann jederzeit in Vergessenheit geraten, Erreichtes verloren gehen. Um beides muss stets neu gerungen werden. Traditionelle Sprache, traditionelle Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderungen schlagen immer wieder durch. Unausrottbar scheint die Neigung, Behinderung nur und zuerst in einem Atemzug mit Krankheit, Alter und Tod zu nennen. Dieses unheilvolle Sprachgefälle lässt kaum Raum dafür, Menschen mit Behinderung in anderen Lebenskontexten wahrzunehmen. Das Sprachgefälle ist Indiz einer immer noch latent vorhandenen Samaritermentalität (Danielowski, 2000, 195 ff.). Es scheint, als sprächen die Insider mit ihren Erfahrungen, die sie in der Begegnungs- und Integrationsarbeit sammeln konnten, eine andere Sprache als Menschen ohne diese besonderen Erfahrungen.

Nicht nur die Grenzen der Strukturen und der Konzeptionen, auch die der Einstellungen tragen dazu bei, dass von einer Expandierung unserer Arbeit kaum geredet werden kann. Eher geht es um die Sicherung und Intensivierung des Vorhandenen. So verwundert es nicht, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach Jahren des Engagements selber an Grenzen kommen und Anzeichen der Erschöpfung sichtbar werden. Von hierher droht Resignation. »Ich arbeite mich nicht mehr an Presbyterien und Synoden ab«, sagt die Kollegin aus einer anderen Kirche, »das führt doch nicht weiter. Ich biete jetzt Erwachsenenbildungskurse für Menschen mit geistiger Behinderung an; da kann ich mich vor Nachfragen kaum retten.« Aus Frust den Kurs gewechselt! Integration und Zusammenarbeit kommen nicht voran; da bieten Separatangebote mehr Erfolgserlebnisse.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter benötigen Stärkung.

- Die kann nur kommen, wenn wir vor allem selber zusammenhalten und zusammenarbeiten, was durchaus keine Selbstverständlichkeit ist.
- Stärkung ergibt sich aber auch aus der erwähnten strukturellen Unterstützung.
- Sie fließt uns schließlich aus theologischen und geistlichen Quellen zu. Wir warten auf Hilfe durch eine integrative Gemeindepädagogik und integrative theologische Impulse, insbesondere durch eine Theologie des

Rechts. Wenn es sie denn gibt, so fehlt es an der Verzahnung mit unserer Praxis.

So erfreuen wir uns bis auf Weiteres an den vielen bunten Mosaiken und haben die Vision, dass sie von oben betrachtet ein schönes Wegstück ergeben.

Literatur

- BERTHOLD, CHRISTOPH, Jugendliche mit Behinderungen in der Konfirmandenarbeit. Analyse einer Umfrage und Ausblick auf die Vikarsausbildung, in: Adam, Gottfried/Kollmann, Roland/Pithan, Annebelle (Hg.), »Blickwechsel«. Alltag von Menschen mit Behinderungen als Ausgangspunkt für Theologie und Pädagogik. Dokumentationsband des Fünften Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1996, 231–240.
- BIEWER, GOTTFRIED, »Inclusive Schools« – Die Erklärung von Salamanca und die internationale Integrationsdebatte, in: Gemeinsam leben 8 (2000), H. 4, 152–155.
- DANIELOWSKI, JÜRGEN, Gegen den »Samariterblick«. »Behindertenarbeit« als integrative Gemeindeentwicklung, in: Markowetz, Reinhard (Hg.), Freizeit im Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis, Heidelberg 2000, 195–202.
- ELSENBAST, VOLKER/RUNGE, FRIEDLINDE, Jugendliche mit und ohne Behinderung in der Konfirmandenarbeit. Eine Befragung in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig, in: Adam, Gottfried/Kollmann, Roland/Pithan, Annebelle (Hg.), »Blickwechsel«. Alltag von Menschen mit Behinderungen als Ausgangspunkt für Theologie und Pädagogik. Dokumentationsband des Fünften Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1996, 213–230.
- EVANGELISCHE KIRCHE IM RHEINLAND, Erklärung zur Gemeinschaft zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen in der Kirche, in: Pädagogisch-Theologisches Institut der Evangelischen Kirche im Rheinland (Hg.), Unerhört offen! Menschen mit und ohne Behinderung in Kirche und Gesellschaft, Bonn 1999, 83–85.
- EVANGELISCHE KIRCHE IM RHEINLAND (Hg.), Gemeinsam lernen – Gemeinsam leben. Bausteine für die Begegnung von Schülerinnen und Schülern mit und ohne Behinderung in der Schule und außerhalb der Schule, Düsseldorf 2000a.
- EVANGELISCHE KIRCHE IM RHEINLAND (Hg.), Verhandlungen der 49. ordentlichen rheinischen Landessynode. Tagung vom 9. bis 14. Januar 2000 in Bad Neuenahr, Düsseldorf 2000b.
- LANDESSYNODE DER EVANGELISCHEN KIRCHE IM RHEINLAND, Erklärung zur Zwangssterilisierung, Vernichtung so genannten lebensunwerten Lebens und medizinischen Versuchen an Menschen unter dem Nationalsozialismus 1985, in: Seim, Jürgen (Hg.), mehr ist eben nicht. Kranksein – Behindertsein – Menschsein, Gütersloh 1988, 17–21.
- LEBENSART. Magazin für das Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung, hg. v. Diakonischen Werk und dem Pädagogisch-Theologischen Institut der Evangelischen Kirche im Rheinland.
- LINDNER, HERBERT, Kirche am Ort. Eine Gemeindeftheorie, Stuttgart 1994.
- LÖHMANNSRÖBEN, HANNA, Jugendliche mit geistiger Behinderung in integrativer Konfirmandenarbeit, in: Adam, Gottfried/Kollmann, Roland/Pithan, Annebelle (Hg.), »Blickwechsel«. Alltag von Menschen mit Behinderungen als Ausgangspunkt für Theologie und Pädagogik. Dokumentationsband des Fünften Würzburger Religionspädagogischen Symposiums, Münster 1996, 241–259.
- MARKOWETZ, REINHARD, Soziale Integration behinderter Kinder und Jugendlicher in wohnortnahe Vereine, in: Markowetz, Reinhard u. a. (Hg.), Freizeit im Leben behin-

derter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis, Heidelberg 2000, 81–105.

PRENGEL, ANNEDORE, Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik, Opladen ²1995.

PÄDAGOGISCH-THEOLOGISCHES INSTITUT DER EVANGELISCHEN KIRCHE IM RHEINLAND (Hg.), Unerhört offen! Menschen mit und ohne Behinderung in Kirche und Gesellschaft, Bonn 1999.